

Klassenbuch

INHALT

KLASSENKAMPF UND GRUPPENKEILE

2

TEIL 1: HANDWERKSZEUG

WARE UND WERT

5

- KAPITAL

8

- LOHNARBEIT

10

- KLASSE

12

TEIL 2: HISTORISCHES

- DER LENINISMUS

15

- DER BÜRGERLICHE KLASSENBEGRIFF

17

- OPERAISTISCHER KLASSENBEGRIFF

18

- WERTKRITIK

21

VERSUCH EINES FAZITS

1. UND WAS LERNEN WIR DARAUS?

25

2. UND ACTION

27

KLASSENKAMPF UND GRUPPENKEILE

Die Arbeit an dieser Broschüre steckte gerade in einer ihrer zahlreichen "heißen Phasen", da schien für einen kurzen Moment der mediale Mainstream der BRD unsere selbstgestellte Aufgabe übernehmen zu wollen: nämlich die Frage nach Klassen und Klassenstandpunkt im Kapitalismus und der Überwindung desselben in den Fokus der Debatte zu rücken. Aus verschiedenen Gründen hatte die sogenannte "Unterschichtdebatte" auf der einen Seite unglaublich viel, auf der anderen Seite eben auch gar nichts mit unserem Thema zu tun.

Die Geschichte der Debatte ist schnell erzählt. Eine der zahlreichen Studien über Lebenslagen in der BRD hatte festgestellt, dass ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung vom gesellschaftlichen Reichtum weitestgehend ausgeschlossen ist. In der Studie hieß das "abgehängtes Prekariat". Irgendeine Presseagentur übersetzte das, da dieses Wort noch nicht einmal die automatische Rechtschreibkorrektur kennt, mit dem Begriff der Unterschicht.

Und obwohl der Begriff noch viel weniger aussagt als der des Prekariats, nämlich eigentlich nur, dass eben einige gesellschaftlich niedriger stehen als andere, was ja auch vorher kein Geheimnis war, geriet die politische und mediale Öffentlichkeit in helle Aufregung.



Der Hauptgrund hierfür ist vermutlich darin zu suchen, dass die Begriffe „Unterschicht“ und „Prekariat“ eben nicht nur die Erwerbslosen umfassen, die bisher

als Hauptproblem galten und auf die bisher fast alle beschlossenen "Reformen" (lies: Kürzungen, z.B. die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe) abzielten. Sondern diese beiden Begriffe zeigten offensichtlich das, was vorher beharrlich totgeschwiegen wurde: Armut gehört zur Realität des kapitalistischen Systems, auch in der BRD. Diese simple Wahrheit hatte genug Sprengkraft, um allen, die in diesen Tagen die Öffentlichkeit mit sich vollmachten, einige Sätze zu dem Thema abzuverlangen. Der Tenor war, dass das alles schon ganz schlimm, aber so dann eben doch nicht sei. Die einen erklärten, der Begriff sei diskriminierend (was einiges über die Gesellschaft aussagt, die den Begriff der Armut diskriminierend findet und nicht die Armut selbst), die anderen für schlichtweg falsch (was so verkehrt nicht ist, aber dazu später mehr) und wieder andere erklärten, man dürfe nicht vergessen, dass es sich trotzdem um Deutsche handele, die man nicht spalten und sortieren dürfe.

Vor allem letztere sprachen dabei offen aus, was ihr Problem mit

den Begrifflichkeiten ist: es muss auf Teufel komm raus vermieden werden, dass die Gesellschaft der BRD und somit die Nation als eine in sich gesplante und widersprüchliche begriffen wird, die eben kein gemeinsames Interesse hat. Diese Wahrheit entlarvt nämlich das Reform- und Gürtelengerschnallengekreische der letzten Jahre als Interessenpolitik und nimmt ihm den Anstrich des Allgemeinwohls. Aber was die Medien auch immer schreiben mögen, einer dieser Widersprüche, der notwendig in der momentanen, also kapitalistischen Produktionsweise angelegt ist, ist der Klassenwiderspruch.

Wie kaum eine andere Frage hat die Klassenfrage die Geschichte der Gesellschaften und der Linken in den vergangenen 150 Jahren geprägt. Wie ein roter Faden zieht sich der Streit um Klassenantagonismus, Klassenbewusstsein und Klassenzugehörigkeit durch beinahe jede Debatte, die zwischen reformistischen, libertären, revolutionären usw. linken Kräften geführt wurde. Der im Nachhinein oft aufgeblasenen und wenig begründet wirkenden Bedeutung,

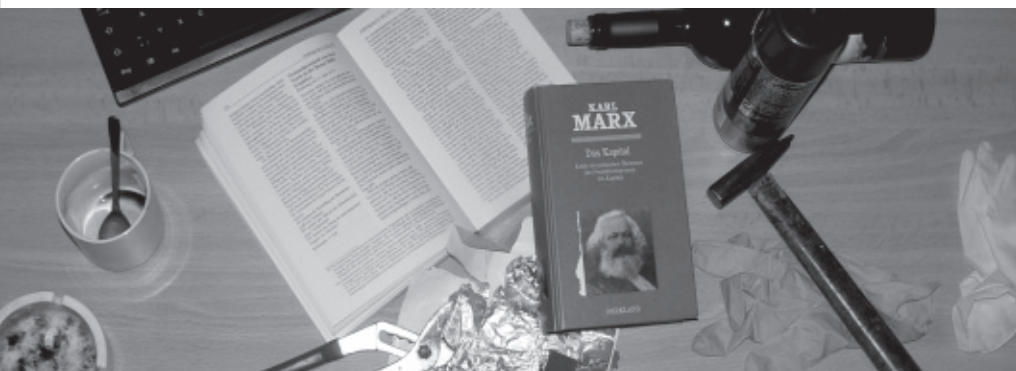
die dieser Frage beigemessen wurde, steht eine beinahe vollständige Nicht- Beachtung der Frage in den vergangenen Jahren gegenüber. Innerhalb der deutschen radikalen Linken ist „Klasse“ nicht mehr „in“, genauso wie sie aus dem Fokus der öffentlichen Debatte verschwunden ist. Wie fatal diese Ausblendung ist, hat sich spätestens bei den sog. „Montagsdemonstrationen“ gezeigt. Das analytische Instrumentarium reichte noch um entweder heraus zu finden, dass der Kapitalismus schuld ist, oder um beteiligte Neonazis zu finden oder eben die Beteiligten zu Neonazis zu machen. Die Frage aber nach einer kritischen Intervention in solche Auseinandersetzungen blieb weitgehend unbeantwortet.

Mit dieser Broschüre wollen wir die Klasse wieder aus der Bücher- ecke holen. Der erste Teil ist einem mehr oder weniger abstrak- ten Begriff der Klasse gewidmet. Wir wollen zeigen, dass der Ka- pitalismus notwendigerweise auf einer Klassengesellschaft beruht, und die Auseinandersetzung mit dieser Klassengesellschaft unver-

zichtbarer Teil der Kapitalismus- kritik ist. Im zweiten Teil wollen wir uns mit der historischen Ent- wicklung des Klassenbegriffes auseinandersetzen, um nach An- knüpfungspunkten für weiterge- hende Analysen zu suchen. Viele Fragen mussten wir leider ausblenden: Die Rolle anderer Herrschafts- und Unterdrück- ungsformen wie Sexismus und Rassismus werden ebenso ausge- klammert wie eine weitergehende Auseinandersetzung mit Klassen- bewusstsein. Das Problem künst- licher Homogenitäten wie „Volk“ und „Nation“ und deren Verhält- nis in Bezug auf existierende Klassenwidersprüche, musste ebenfalls dran glauben. All das und noch viel mehr ist der Stoff für weitere Diskussionen.



TEIL 1: HANDWERKSZEUG



WARE UND WERT: WIE BAUE ICH MIR EINEN KAPITALISMUS

Vieles hat sich geändert seitdem sich die Linke im 19. Jahrhundert erstmals den Kapitalismus analytisch vorknöpfte. Bürgerliche Kräfte und TheoriefeindInnen aller Couleur benutzen dieses Argument gerne, um linke Analyse als ganzes abzuwatschen und zum Tagesgeschäft überzugehen. Sie übersehen dabei, gewollt oder ungewollt, dass der Kern des Kapitalismus, die Warenförmigkeit gesellschaftlicher Beziehungen, weiter besteht. Dieser Kern hat sich sogar noch weiter ausgebildet. Die Analyse der Warenform

können wir euch hier aus zwei Gründen nicht ersparen. Zum einen, da die Warenform die Gesellschaft als ganzes strukturiert, zum anderen, da wir hier viele Begriffe und Instrumente entwickeln und nutzen, auf die wir später wieder zurückgreifen werden. Bevor wir also weitermachen, sollten wir das tun, was auch Marx in seinem Kapital getan hat: Wir beginnen unsere Untersuchung mit einer Untersuchung der Ware.

Den ersten Irrtum den man ausräumen sollte, ist die weit verbreitete Annahme, dass die Ware bzw. der Tausch etwas Natürliches sei. In früheren Zeiten gab

es zwar auch Tauschakte, aber sie waren die Ausnahme. Ein großer Teil der Produkte ist von denen verbraucht worden, die sie auch hergestellt hatten. Selbst das, was übrig war, wurde selten getauscht, sondern hauptsächlich abgepresst, gebunkert, verschenkt oder geopfert. Wenn dann doch getauscht wurde, dann nach dem Motto: Ich hab das und brauch es nicht, du hast das und brauchst es nicht, also tauschen wir und sind glücklich(er).

Im Kapitalismus ist das grundsätzlich anders. Die Akteure produzieren fast ausschließlich Kram, den sie selber nicht brauchen, um dafür Sachen zu erhalten, von denen sie zumindest glauben, das sie sie brauchen. Dadurch ändert sich der Tausch selber grundlegend. Bedürfnisse der Tauschenden spielen zwar auch hier eine Rolle, aber das Tauschverhältnis selber ist davon erst einmal unberührt. Damit die Beteiligten sich nicht übers Ohr gehauen fühlen, muss der Tausch "gerecht" sein.

Damit der Tausch aber gerecht ist, müssen die beiden Waren gleich viel "wert" sein. Was zunächst so einfach klingt, ist in Wirklichkeit

das große Mysterium der Ware: Zwei qualitativ völlig unterschiedliche Gegenstände müssen sich aufeinander als quantitativ Gleiche beziehen. Eine Flasche Saft und ein Kissen haben einfach nichts gemeinsam außer ihrem Tauschwert. Die Ware zerfällt also in zwei Teile: den eigenen Gebrauchswert und den gemeinsamen Tauschwert, die nicht wirklich viel miteinander zu tun haben. Aber was soll dieser vermaledeite Tauschwert eigentlich sein?



Dinge, die einfach auf der Straße liegen, sind gewöhnlich nichts wert. Etwas verlangen kann ich nur für Dinge, an die andere nicht herankommen, oder die ich in irgendeiner Form verändert, bearbeitet oder hergestellt habe. Hier

entsteht irgendwo der Tauschwert. Im Allgemeinen ist es also die Arbeit, die den Tauschwert schafft. Eine Ware ist soviele wert, wie es Mühe gekostet hat, sie herzustellen oder wie es Mühe gekostet hat, zu verhindern dass sich andere ihrer bemächtigen. Da Mühe aber eine ziemlich individuelle Angelegenheit ist, die sich zudem ziemlich schlecht messen lässt, bemisst sich der Wert der Ware an der gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen, abstrakten Arbeit, die zur Herstellung gebraucht wird. Abstrakt deshalb, weil Broteschmierer und Liedersinger sich, ähnlich wie zwei Waren, eigentlich nur vergleichen lassen, wenn ich ihre qualitativ besonderen Eigenschaften wegdenke. Ich muss sie also auf abstrakte Arbeit reduzieren. Komplizierte Arbeit zählt hier mehr als simple, schwere mehr als leichte, usw. Allerdings sollte hier festgehalten werden, dass es sich um gesellschaftlich gesetzte Begriffe handelt. Wie schwer mir persönlich die Arbeit fällt, interessiert erst mal niemanden.

Je stärker die Konkurrenz und je ausgebreiteter die Warenform ist,

desto erbarmungsloser setzt sich das Gesetz durch, nachdem der Tauschwert nur aus Arbeit besteht. Denn KonkurrentInnen können sich solange unterbieten, bis sie auf dem untersten Niveau angelangt sind, das sie sich leisten können: Sie müssen die ArbeiterInnen, die Maschinen und die Rohstoffe bezahlen, die sie benötigen, um Waren herzustellen. Rohstoffe und Maschinen sind aber auch Waren, also "angehäufte Arbeit".

Das Geld ändert zwar einiges am Tauschprozess, aber das soeben Beschriebene nicht.

Einerseits macht es deutlicher, dass Waren einen Tauschwert besitzen. Das Preisschild ist ein überdeutlicher Ausdruck davon, die Wertschwankungen und Preisänderungen verschleiern allerdings die Herkunft dieses



Tauschwertes.

Wenn die Leute schließlich wirklich denken, eine Flasche Bier wäre einen Euro wert und das wäre eine ureigene und natürliche Eigenschaft des Biers, dann ist zu beobachten, was MarxistInnen den „Fetischcharakter der Ware“ nennen. Denn der Tauschwert ist strenggenommen das, was übrig

bleibt, wenn ich die Flasche und das Bier wegdenke. Eine fast gespenstisch anmutende Anhäufung von Arbeit, eine gesellschaftliche Vereinbarung, von der die Gesellschaft nichts weiß

– denn: „Das Wertgesetz vollzieht sich hinter dem Rücken der Akteure“.

KAPITAL

Nebelumwoben taucht der Begriff aus VWL (als Produktionsfaktor), der FAZ (muss hier bleiben), dem Munde meiner Tante (meint Geld) und meines Onkels (meint Finanzkapital) auf. Damit der Begriff für unsere Analyse etwas nützt, werden wir ihn definieren müssen, um nach eingehender Betrachtung unser (bis dahin sicher noch sehr unvollkommenes) Begriffsgebäude in Aktion zu sehen (heißt, den Wert vermitteln und das Kapital gegen die Arbeit antreten lassen).

Den besten Anfang macht der britische Ökonom Adam Smith: Eine gewisse Menge aufgespeicherte Arbeit ist laut seiner hochgestochenen Definition „akkumulierte Arbeit“. Fast war es das auch schon. Was fehlt, ist allerdings noch ihre Eigenschaft, Gewinn abzuwerfen. So lange sie das nicht tut, heißt die Arbeit einfach „stock“. Arbeit zu akkumulieren heißt allerdings Verfügungsgewalt über sie zu haben. Und so ist Kapital die Regierungsgewalt über die Arbeit und ihre Produkte. Der Kapitalist besitzt diese Gewalt nicht wegen seiner persönlichen oder menschlichen Eigenschaften,



sondern weil er Eigentümer des Kapitals ist. Die kaufende Gewalt des Kapitals, der niemand widerstehen kann, ist seine Gewalt. Nun gilt es die Stelle auszumachen, an der das Kapital sich vermehrt. Da kommt nur der Produktionsprozess in Frage. Ganz abstrakt sieht dieser für uns folgendermaßen aus: $G-W-P-W'-G'$.

Aufgeschlüsselt heißt das: Der Anspruch auf Waren in Form von Geld (G) wird als Geldkapital mittels institutionalisierter Machtverhältnisse durchgesetzt, das Geld wird zur Ware (W). Dann wird der Ware im Zuge des Produktionsprozesses (P) mit Hilfe der unbezahlten Mehrarbeit ein Mehrwert zugesetzt. Dies drückt sich in einer Wertsteigerung der Waren am Ende des Produktionsprozesses aus (W'). Die Waren können wieder in Geld (G') umgewandelt werden, und schon kann das ganze von neuem Beginnen. So wandelt sich stetig lebendige in akkumulierte Arbeit, und so tritt das prozessierende (heißt: stetig vorschreitende), wechselseitige Verhältnis von Kapital und Arbeit auf den Plan. Jeder Umwandlungsteil bedeutet das Wirken gesellschaft-

licher Rahmenbedingungen und liefert uns Interventionsansätze.

Der Anfang ist gemacht, jedoch erklärt das bis jetzt noch längst nicht alle Marktprozesse wie die größere Handlungsmächtigkeit größerer Kapitalansammlungen. Hilfreich ist dafür eine erneute Aufdröselung des Kapitalbegriffes – vorhin Geld- und Warenkapital – in diesmal andere Bestandteile: fixes und zirkulierendes Kapital. Als fixes Kapital soll alles Kapital bezeichnet werden, das während des Produktionsprozesses seine Gebrauchsform beibehält und so nicht auf direktem Wege Gewinn abwerfen kann. Fixes Kapital ist zum Beispiel zur Verbesserung und zum Ankauf von Maschinen verwandtes Kapital. Den Rest des Kapitals bezeichnen wir als zirkulierendes Kapital. Es sorgt folglich für den Profit. Jede Ersparnis von fixem Kapital bei gleichbleibender Produktivität erhöht den Profit. Ist nun an einer Stelle viel Kapital vorhanden, kann der relative Anteil an zirkulierendem Kapital steigen, da zum Beispiel der Produktionsprozess rationaler organisiert werden kann. Damit erhöht sich der Profit für

größere Kapitale gegenüber den kleineren. Gleichzeitig folgt eine größere absolute Akkumulation von fixem Kapital für die fixen Kapitale, es folgt eine Konzentration von fixem Kapital. Es zeigt sich eine stärkere Strukturierung und Organisationsgewalt über das fixe Kapital. Damit ist auch schon in Ansätzen sowohl Monopolbildung als auch eine zunehmende Kontrolle über die Arbeit erklärt.

LOHNARBEIT

Im Kapitalismus verkaufen die Menschen was sie haben, um sich das kaufen zu können, was sie brauchen. Allerdings sind nur wenige Menschen in der beneidenswerten Lage, eine Goldmine, eine Fabrik oder eine Drogeriekette zu besitzen, deren Produkte sie verkaufen können. Die meisten Menschen müssen ihre Arbeitskraft verkaufen – und versuchen das zu einem möglichst hohen Preis. Im Kapitalismus wird so die Arbeitskraft zur Ware. Damit diese Ware aber auch gekauft

wird, muss sie zu einer Wertsteigerung des von ihr hergestellten Produkts führen. Würde der/die “ArbeitgeberIn” diese Wertsteigerung voll bezahlen, wo bliebe denn dann der Profit?

Der Trick ist, dass die Bezahlung der Arbeitskraft nichts mit dem tatsächlichen Gebrauchswert zu tun hat. Wie die Rohstoffe und die Werkzeuge wird auch die Arbeit zum Verschleißpreis gekauft. Das heißt, dass auch die Ware Arbeit einen Gebrauchswert (z.B. Löcher in Bretter bohren) und einen Tauschwert hat, der erstmal nichts damit zu tun hat, wie viel Wert die Arbeit schafft.

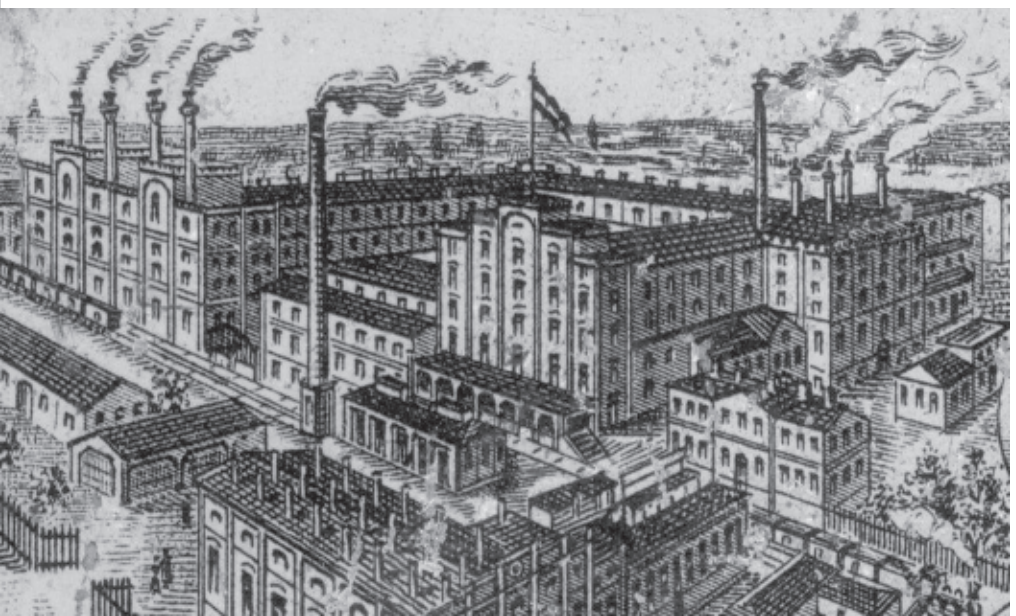
Wie bei jeder anderen Ware verringert sich der Preis der Arbeit durch die Konkurrenz der Lohn-



abhängigen immer weiter. Ihre Grenze findet diese Entwicklung bei einem Lohnniveau unter das der Preis nicht mehr sinken kann: die Bezahlung der Reproduktion. Das preisliche Minimum für Lohnarbeit ist dann erreicht, wenn das Geld gerade noch ausreicht, das eigen Leben und das der Mitzuversorgenden zu ermöglichen und im Rahmen der allgemein üblichen Vorstellungen einigermaßen erträglich zu halten. Weniger geht nicht, mehr würde einen "Luxus" bedeuten, der in der Konkurrenzsituation der Lohnabhängigen

eine Schwäche darstellt und über kurz oder lang unterboten werden würde.

Halten wir also fest – Arbeitskraft wird wie alle anderen zur Produktion nötigen Waren eingekauft, ihr Tauschwert wird bezahlt. Die Arbeitskraft schafft in Gestalt der fertigen Produkte neuen Tauschwert. Die Differenz zwischen Einkaufspreis der zur Produktion nötigen Waren und Verkaufspreis der fertigen Produkte, der neuen Tauschwerte, ist der Profit. Das widerspricht der landläufigen Meinung, dass



es einen “gerechten” Lohn gäbe, der mit der Wertsteigerung durch die jeweilige Arbeit zusammenhänge. Dass dies nicht so einfach zu durchschauen ist, hängt auch mit dem Prinzip “Stundenlohn” zusammen. Durch die Bezahlung pro Stunde sieht es so aus, als würde alle Arbeit wieder an den/die ArbeiterIn ausbezahlt werden. In Wirklichkeit wird aber nur ein Teil der verrichteten Arbeit ausbezahlt. In der Differenz zwischen dem in der warenproduzierenden Arbeit gebildeten (Mehr-)Wert und dem ausbezahlten Lohn liegt der Profit. Nur werden beispielsweise nicht die ersten vier Stunden des Arbeitstages bezahlt und die weiteren vier nicht – wer würde denn dann noch Nachmittags arbeiten gehen? – sondern jede Stunde wird nur zur Hälfte bezahlt. Hier wird Mehrwert abgeschöpft, hier wird in einem “gerechten” Tauschprozess (dem Kauf von Arbeitskraft) Profit geschaffen.

KLASSE

Im Tauschprozess stehen sich Menschen mit unterschiedlichen Waren gegenüber. Dies gilt natürlich auch für den Tausch der Ware Arbeitskraft, die im Allgemeinen gegen die Geldware getauscht wird. Nun ist es allerdings nicht ganz zufällig, wer welche Rolle in diesem Tauschprozess einnimmt, da ja erstens für den Kauf der Ware Arbeit Geldware benötigt wird und zweitens mit dieser Ware (also der eingekauften Arbeitskraft für eine bestimmte Zeit) auch noch etwas angefangen werden muss. So rennt der Apotheker ja auch nicht auf einen Schulhof und versucht seine Arbeitskraft zu verkaufen, sondern der Apothekendienst ist ein mehr oder minder beliebter Nebenjob von SchülerInnen. Auf die Gesellschaft bezogen ist diese Teilung in “Arbeitsuchende” und “Arbeitgebende” über den Arbeitsmarkt vermittelt. Wer Arbeit “gibt” (also eigentlich Arbeit kauft) und wer “sucht”, ist von der Stellung gegenüber den Produktionsmitteln abhängig, also dem vom bürgerlichen Staat rechtlich garantierten Privateigentum.

Diese Besitzverhältnisse teilen die Gesellschaft in verschiedene Gruppen, Marx bezeichnete diese als Klassen. Diese Klassen nehmen in der Gesellschaft nicht nur eine unterschiedliche Stellung ein, sie haben auch handfeste gegensätzliche Interessen. So sind die Produktionsmittelbesitzer daran interessiert, den Tauschwert für die Arbeit möglichst gering zu halten, also weniger Lohn zu zahlen oder den Arbeitstag bei gleichem Lohn zu verlängern.



Umgekehrt gilt dies für die Nichtbesitzer, also die ArbeiterInnen, die bei Marx als gesellschaftliche Gruppe Proletariat heißen. Diese objektiv gegensätzlichen Interessen sind der Kern jeder Tarifauseinandersetzung und jedes Streiks. Auch die Auseinandersetzung um die Senkung der “Lohnnebenkosten”, der Lohnbestandteile zur Absicherung von Lebensrisiken und für die Wiederherstellung der Arbeitskraft, hat die gleiche Grundlage.

Natürlich treten diese Gegensätze nicht so rein zu Tage, und sie werden etwa als eine gemeinsame Anstrengung gegen die “Globalisierung” zum Wohl der ganzen Gesellschaft verkauft. Oder eine Gewerkschaftsbürokratie, die bei Lohnsenkungsrunden ein halbes Prozent weniger mitgeht, wird als unverantwortlich und eigennützig bezeichnet. Und wer sich im Bekanntenkreis umhört, wird wohl eher “12a”, oder dass der Schulbesuch schon beendet sei, als Antwort auf die Frage nach der Klassenzugehörigkeit bekommen. Das objektive Interesse führt eben nicht automatisch zu einem subjektiven Bewusstsein oder gar

einem kollektiven Handeln.
Dass der Begriff der Klasse heutzutage kaum noch in der „öffentlichen Debatte“ zu hören ist (und wenn meist ohne marxistische Definition), liegt unter anderem an sechzig Jahren Antikommunismus, der das bloße Benutzen als „extremistisch“ abstempelte. Im Ausland hingegen und auch in Deutschland bis zum Faschismus, gibt es viele Beispiele für sich klar politisch verstehende Klassenkämpfe. Aber natürlich ist Klasse kein homogenes Gebilde, und es gibt verschiedenste Lebensrealitäten, die von der bürgerlichen Soziologie – und wenn sie es denn verstanden haben, den SoziakundelehrerInnen – als Lebensstile oder Milieus mit eigenem kulturellem Ausdruck und Wertvorstellung bezeichnet werden. Was allerdings nicht beachtet wird oder nur eine Nebenrolle spielt, sind die schon beschriebenen ökonomischen Grundvoraussetzungen. Einem frei gewählten Lebensstil sind enge materielle Grenzen gesetzt, sonst würde ja jeder in Kitzbühel oder Kampen auf Sylt abhängen und das Arbeiten schön bleiben lassen.

Der Begriff der Klassenlage ist hier eher angebracht, denn trotz aller Unterschiede wird eine wichtige ökonomische Grundvoraussetzung geteilt, die zu einem Leben unter dem Druck der Verwertung, dem Zwang zum Verkauf der eigenen Arbeitskraft führt. Die gemeinsame Klassenzugehörigkeit und damit ein prägender Teil der eigenen Lebensrealität – von Ausnahmen, wie z.B. seltenen Spezialqualifikationen abgesehen – gerät aktuell immer mehr unter Druck. Lohnsenkungen, die Zerstörung sozialer Sicherungssysteme, Studiengebühren, das Ausspielen von Erwerbslosen gegen tariflich abgesicherte Beschäftigte, nach Staatsbürgerschaft oder Geschlecht verlangen nach einer gemeinsamen Antwort. Erst wenn die Klasse an sich (oder der überwiegende Teil) zur Klasse für sich wird, kann für eine gerechte und lebenswerte Zukunft für alle gekämpft werden: eine Zukunft, in der es auch die Spaltung nach Verfügungsgewalt über Produktionsmittel mit all ihren verheerenden Auswirkungen nicht mehr gibt – die notwendige Voraussetzung für den Kommunismus.



DER LENINISMUS

Während Marx sozusagen den Bauplan des Kapitalismus geliefert hat, hat Lenin die Ärmel hochgekrempelt und sich mit ein paar Werkzeugen an der Demontage versucht. Zwar bezog er sich auf Marx und Engels, die Feinheiten der Theorie aber, über die MarxistInnen bis heute diskutieren, waren seine Sache nicht.

Obwohl Rußland zu Lenins Zeit noch ein klassisches Agrarland und die Industrie in den Großstädten noch dabei war, sich zu entwickeln, schrieb Lenin die Rolle des revolutionären Subjekts dem Industrieproletariat zu: Im

Gegensatz zu den übrigen Werktätigen, vor allem den Bauern, sei im Falle der Industriearbeiterschaft „die Ausbeutung schon vollständig entwickelt und tritt in ihrer reinen Gestalt hervor, ohne verwirrende Besonderheiten.“ Da dies dennoch nicht automatisch dazu führte, dass sich das Proletariat in die nächste Revolution stürzte, musste ihm die Partei ein wenig Nachhilfe – sog. „Agitation und Propaganda“ – erteilen. Im Großen und Ganzen ist diese Strategie aufgegangen: Das organisierte städtische Proletariat spielte sowohl in der bürgerlichen Revolution von 1905 wie auch in der Februarrevolution 1917 eine

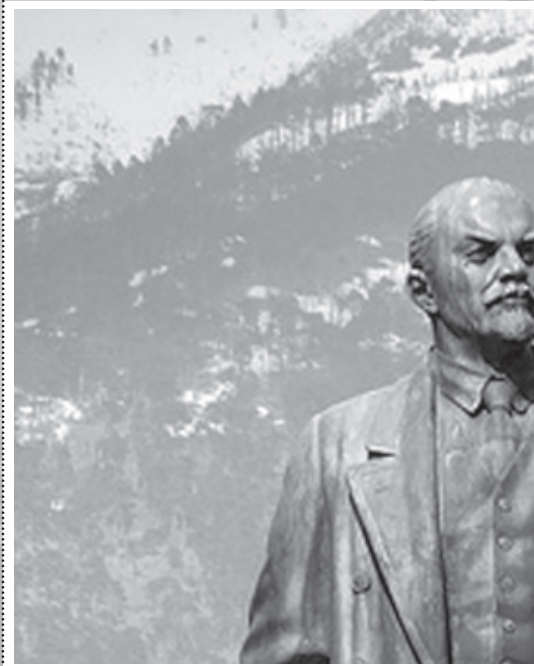
entscheidende Rolle; die Oktoberrevolution war dann allerdings reine Parteianglegenheit.

Auch in Deutschland war die Orientierung auf das Industrieproletariat lange Zeit ein erfolgreiches Rezept. Allerdings war die ArbeiterInnenbewegung der Weimarer Republik bereits durch die Spaltung in Sozialdemokratie und KommunistInnen geschwächt. Und zu schlechter Letzt hätte es Lenin die Tränen in die Augen getrieben, mitzuerleben, wie faschismusanfällig sich das deutsche Proletariat erwies, von dem er eigentlich erwartet hatte, es würde die nächste Revolution in Europa machen.

Natürlich wusste auch Lenin, dass die Rechnung "hier Proletariat + Partei, dort Kapital/Bourgeoisie = Revolution" so einfach nicht aufgeht. Ein Problem, das Kolonialismus und Imperialismus mit sich brachten (und das auch heute noch wirksam ist), war die Entstehung einer sog. "Arbeiteraristokratie": Der durch die koloniale Ausplünderung erzielte Reichtum kam auch (zumindest Teilen) der ArbeiterInnenklasse in den Indus-

triemetropolen zugute, was diese – beiße niemals die Hand, die dich füttert – zur Komplizin des Imperialismus machte.

Wenn von Lenin und der Klassenfrage die Rede ist, kommt man um den Begriff der "Diktatur des Proletariats" kaum herum. Von Marx übernahm Lenin die Auffassung vom Staat als Organ der Klassenherrschaft, nicht der Klassenversöhnung. Lenins Theorie sah als Übergang zur klassenlosen Gesellschaft vor, im Zuge der



Revolution den bürgerlichen Staat zu zerschlagen und seine Funktionen der „Diktatur des Proletariats“ zu übertragen – Stichwort: „Alle Macht den Räten“. Die Aufgabe dieses neuartigen Staatswesens sollte es lediglich sein, den Widerstand der Bourgeoisie niederzuhalten und sich im Zuge der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der dadurch entstehenden klassenlosen Gesellschaft selbst überflüssig zu machen. Lenin spricht vom „absterbenden Staat“. Ein Blick in die Geschichte der Sowjetunion zeigt, dass das eine nicht unsympathische Idee war, die jedoch niemals in die Tat umgesetzt wurde.

DER BÜRGERLICHE KLASSENBEGRIFF UND WAS WIR DAMIT ANFANGEN KÖNNEN...

Ende des 19. Jahrhunderts war es selbst den bürgerlichsten aller Sozialwissenschaftler nicht möglich, die Klassengesellschaft wegzureden. Die Einschätzung Georg Lukács, dass die deutsche Soziologie nur begründet wurde, um Marx zu widerlegen, muss man nicht teilen, aber sie gab sich auf

jeden Fall alle erdenkliche Mühe. Als Marx klassischer Gegenspieler auf dem Gebiet der Sozialstrukturanalyse wird dabei oft Max Weber ins Feld geführt. In der Tat gelang es Weber ein rein beschreibendes, ziemlich komplexes Modell aus Markt- und Gesellschaftsfaktoren zu entwerfen, das seiner Meinung nach die Klassengesellschaft begründen könnte. Von der Gemengelage aus Erwerbs- und Marktlage blieb allerdings über die Zeit die analytisch völlig leere Kategorie der Schicht über, mit der in der BRD bis heute offizielle Armuts- und Reichtumsforschung betrieben wird.

Interessanter ist Webers Konzept des Standes. Stände sind laut Weber soziale Kreise, die durch eine gemeinsame Lebensgestaltung, Umgangsformen und Abgrenzungsrituale auch abseits der bestehenden Besitzverhältnisse soziale Hierarchien begründen. Als Status ging dieser Begriff in Pierre Bourdieus Ansatz ein. In seiner Theorie von sozialem und kulturellem Kapital („Die feinen Unterschiede“) führte Bourdieu ihn wieder in die materialistische

Analyse zurück. Kurz zusammengefasst ließe sich die Idee folgendermaßen formulieren: Bildung und soziale Stellung sind als akkumulierte Lern- bzw. Beziehungsarbeit Kapital, wenn sie verwendet werden, um weiteres Kapital zu produzieren, sei es kulturelles, Bildungskapital oder einfach schnöder Besitz an Produktionsmitteln. Und wie anderes Kapital auch wird dieses Kapital über die Erziehungs- und Bildungsinstanzen vererbt. Von außen sieht das dann aus, als wären die Intelligenz oder der Stil vererbt worden. Vulgärsoziobiologie at its best.

Die eigentümliche Stabilität sozialer Gefüge selbst in Zeiten der Krise lässt sich mit Bourdieu erklären, genauso wie die überraschende Erkenntnis, dass man Neureiche in "nobler Gesellschaft" fast immer erkennt. Und das ganz ohne den Unfug des geborenen Adels zu reproduzieren, den die bürgerlich-aristokratische Ideologie ständig wiederkaut.

OPERAISTISCHER KLASSENBEGRIFF
Nachdem im Italien der 50er Jahre eine von den etablierten kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien verordnete Sozialpartnerschaft scheiterte und deren klassische Analyse längst nicht mehr ausreichte, um



das Verhalten der arbeitenden Klassen zu analysieren, entstand im Norden in den großen Industriestädten wie Turin oder Neapel eine neues Theoriegebäude, welches in seiner Analyse der Klasse eine neue Dynamik verleiht: der Operaismus.

Gewisse Grundsteine für diese Theorie wurden schon im Frankreich der 50er Jahre durch die

Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ („Sozialismus oder Barbarei“) gelegt. Nach dieser Gruppe ist das Proletariat nicht eine physische Masse, sondern ein sich formierendes Subjekt der Geschichte. Aus einer gemeinsamen proletarischen Erfahrung heraus, durch den Zwang sich mit den Existenzbedingungen auseinanderzusetzen, konstituiert sich die Klasse und wird so zur Oppositionskraft gegen die Ausbeutung. Dabei kann Klasse nicht nur öko-



nomisch erklärt werden, sondern aus der Kampferfahrung gemeinsam handelnder Subjekte. Was sie vereint ist das gemeinsame Interesse: nicht mehr ArbeiterInnen zu sein, was sie als Klasse konstituiert ist der Versuch, ihr Interesse durchzusetzen, d.h. der Kampf. Mit diesem Versuch, sich

von den Fesseln der Bedingungen ihrer Existenz zu lösen, macht so die Arbeiterklasse Geschichte im prozessierenden Widerspruch von Kapital und Arbeit. In diesem Auseinandersetzungsprozess mit dem Kapital müssen von der Seite des Kapitals immer neue Möglichkeiten gefunden werden, seinerseits wirken zu können, was sich in einer ständigen Veränderung der Produktionsbedingungen, in einem erweiterten Disziplinierungs- und Zurichtungsapparat ausdrückt. Ändern sich die Produktionsbedingungen, so ändern sich allerdings auch die gemeinsame Erfahrungswelt der Klasse: die Klasse konstituiert sich neu. Die Klassenzusammensetzung ändert sich genauso wie die Form der betrieblichen Auseinandersetzung.

Somit ergibt sich für die OperaristInnen ein neues Feld der Analyse und Intervention: die Untersuchung des Klassenantagonismus in der Produktion. Dabei gehen sie davon aus, dass sich der Widerspruch von Kapital und Arbeit noch in den kleinsten Mikrokonflikten am Arbeitsplatz niederschlägt. Sabotage und Ar-

beitsverweigerung werden im (Arbeits-)Alltag wieder gefunden und als Produzenten der Krise des Kapitals ausgemacht. Dort wo der Arbeitsprozess widersprüchlich wird, dort wo Widersprüche zwischen den Bedingungen und Erwartungen der ArbeiterInnen an den Produktionsprozess sprengend werden können, ist der Ansatzpunkt für „militante Untersuchungen“. Diese aus der Soziologie übernommene und in die Hände von MarxistInnen gelegte Methode soll einerseits Mystifizierungen über die Klasse und den Produktionsprozess aufdecken, andererseits die Klasse an sich konstituieren.

„Die ArbeiterInnen sind nicht mehr die Unbewußten, denen die Sozialisten erklären müssen, daß der Kapitalismus etwas sehr widersprüchliches ist. Sondern es geht darum, gemeinsam mit den ArbeiterInnen herauszukriegen, wo in den alltäglichen Konflikten die Potentiale für einen gemeinsamen Kampf liegen.“ Die Perspektive des gemeinsamen Kampfes mit den ArbeiterInnen liegt in den Augen der OperaistInnen darin, eine eigene politische Selbstver-

waltung außerhalb der Macht des Kapitals zu organisieren. Um die ProtagonistInnen in diesem Kampf besser verstehen zu können, wird von den OperaistInnen das Konzept „Klassenzusammensetzung“ eingeführt: Aus der Erkenntnis, dass aus einer gleichen ökonomischen Lage noch lange kein gemeinsamer Klassenkampf folgt und aus einer Kritik an einem „philosophischen“ Klassenbegriff, der Klasse nur als das rebellierende Subjekt begreift, wird versucht das kollektive Subjekt zu bestimmen, das sich unter den Bedingungen einer bestimmten Produktionsweise im Kampf gegen das Kapitalverhältnis konstituiert, um letztendlich das Ziel einer politische Vereinheitlichung der Klasse, die Überwindung der Atomisierung der ArbeiterInnen und von inneren Spaltungen zu erreichen. Der Klassenbegriff im Operaismus bleibt jedoch nicht abgeschlossen, sondern entwickelt sich ausgehend von den „quaderni rossi“ („Rote Hefte“) Anfang der 60er Jahre über die Thesen zum „Massenarbeiter“ auf Grund der theoretischen und praktischen Kritik von Feminis-

Innen und anderen weiter zu einer Theorie des gesellschaftlich Arbeitenden (operai/o sociale). Anfang der 70er Jahre wird nach Auflösung der alten linksradikalen Gruppen diese Figur zum theoretischen Bezugspunkt der Bewegung der „autonomia“. Diese militant und dezentral agierende Bewegung wird schließlich 1977-1979 fast vollständig vom italienischen Staat durch tausende Verhaftungen zerschlagen. Weiter lebt das theoretische Vermächtnis der OperaistInnen z.T. unbewusst vor allem in der Bewegung der bundesdeutschen Autonomen und einigen Gruppen und Zeitschriften in den USA. Ende der 90er Jahre soll sich Antonio Negri als Exoperaist mit „Empire“ zu Wort melden. Viel von der oft erstklassigen Analyse ökonomischer und gesellschaftlicher Verhältnisse bleibt da allerdings nicht übrig. Da sehen wir schon eher ein Weiterleben des theoretischen Handwerkszeuges in praktischen Initiativen. Beispiele wären hier die „Call Center-Offensive“ oder die Zeitschrift Wildcat.

WERTKRITIK- ZWISCHEN MATERIALISMUS, EMPIRIOKRITIZISMUS UND DER FREUDE AN LANGEN SÄTZEN

Wer sich länger mit aktuellen linksradikalen Debatten, vor allem in der BRD, beschäftigt, wird zwangsläufig über den Begriff der „Wertkritik“ stolpern. Über den Inhalt dieses Begriffes gibt es dann aber wenig Einigkeit. Die einen führen ihn gerne als Allround-Erklärung ein, das klingt dann so: „Kritik kann deshalb nur wertkritisch...“; und wieder weiß man wie nicht, aber mehr eben auch nicht. Die anderen beschimpfen damit alles, was zu viele Fremdwörter in Texten einbaut. Als große Namen geistern so unterschiedliche Leute wie Robert Kurz, Roswitha Scholz oder Moische Postone durch den Raum, aber zwischen den dreien Gemeinsamkeiten zu finden, ist ein ziemlich abgefahrenes Unterfangen (wir haben das probiert, ehrlich!).

Wir sind, das kommt vermutlich überraschend, keine „Wertkritiker“ und finden es deswegen herzergreifend unerquicklich hier zu klären, wer Wertkritiker ist und wer nicht. Dennoch halten wir es

für sinnvoll, einige Basics dieser Theorie herauszuarbeiten. Zum einen, da sie in der Debatte, gerade wenn es um Klassen geht, gern als Gegenargument angeführt wird, zum anderen da sie einige ganz brauchbare Erklärungsansätze z.B. zur Verquickung von Kapitalismus und Antisemitismus geliefert hat. Ihre Wurzeln haben die meisten wertkritischen Ansätze in der kritischen Theorie (die wir hier nicht behandeln werden, das wäre Stoff für zwei weitere Broschüren) und ihrer Thematisierung des "Tauschs" als zentralem vergesellschaftenden Moment.

Arg verstümmelt ist Wertkritik eine Kritik am Kapitalismus, die den Fetischcharakter der Ware und den Wert als Vermittlung von Allem zu Allem als das Grundübel erkannt hat. Die Dynamik der ständigen Veränderungen in sozialen und ökonomischen Strukturen geht vom „automatischen Subjekt“ der kapitalistischen Vergesellschaftung aus.

Dass allein mit ständigem Tauschen kein Gewinn zu erzielen ist, wissen wir bereits; dass es aber ohne nicht geht ebenfalls. Durch die Eigenart des Kapitalismus,



alles als Werte und Waren sich gegenüber treten zu lassen, erfasst diese Dynamik der ständigen Zirkulation nach dem Muster Geld - Ware - Geld... Menschen wie Dinge gleichermaßen. Bei Marx liest sich das so: „In der Zirkulation $G - W - G$ funktionieren dagegen beide, Ware und Geld, nur als verschiedene Existenzweisen des Werts selbst, das Geld seine allgemeine, die Ware seine besondere, sozusagen nur verkleidete Existenzweise. Er geht beständig aus

der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren, und verwandelt sich so in ein automatisches Subjekt.“

Durch die Transformation von Allem in Werte und Waren, durch den Fetischcharakter und durch die Summe der Tauschbedingungen konstituiert sich der kapitalistisch-bürgerliche Raum, in dem alles Weitere von diesem Rahmen bestimmt ist. Dementsprechend wird der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit als treibende Kraft der Geschichte für falsch erachtet. Dieser Konflikt spiele sich innerhalb der Wertvergesellschaftung ab und berührt somit das „wahre“ Problem nicht.

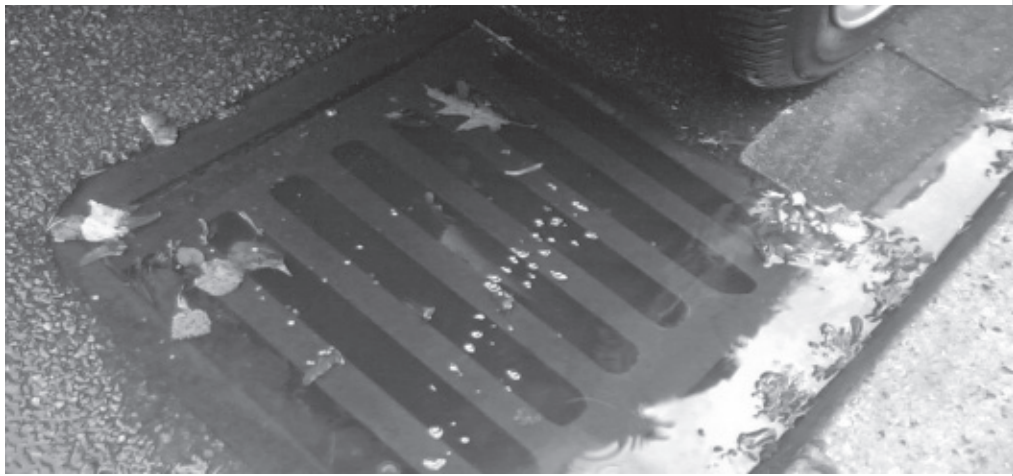
Ebenfalls nicht von Marx übernommen wird die Bedeutung der „Arbeiterklasse“ als revolutionäres Subjekt, erst recht nicht auf Grund einer „besonderen Perspektive“, die es der „Arbeiterklasse“ erleichtern würde, die Dinge zu durchschauen. Dass die marxistische Geschichtsauffassung als Kampf zwischen den Klassen ebenfalls nicht akzeptiert wird, versteht sich dann fast von selbst. Die Produktionssphäre, bei vielen sich auf Marx berufenden

Entwürfen einer systemüberwindenden Strategie der zentrale Teil, ist in der Wertkritik in der Hauptsache durch ihre Eigenschaft der Werttransformation relevant. Als Ansatzpunkt für radikale Kritik spielt sie keine Rolle, da hier zwar der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, nicht aber der Fetischcharakter der Ware zu Tage tritt.

Allgemein lassen sich auf dieser Basis sowohl individualpsychologische Erklärungen für verkürzte und verschleierte Wahrnehmungen finden, als auch ökonomische Tendenzen erklären. Völlig ausgeklammert wird jedoch das Herrschaftsverhältnis in der Produktion und dessen Auswirkung auf das Bewusstsein der Akteure. Auch wer die grundsätzliche Auffassung, dass die Idee eines privilegierten Erkenntnisstandpunktes der ArbeiterInnenklasse in den Bereich der Mythen gehört, teilt, mag einsehen, dass es sich bei diesen Herrschaftsverhältnissen um einen bedeutenden Bestandteil der Sozialstruktur handelt. Aber auch manche WertkritikerInnen sehen Licht am Ende des

Tunnels. Die ständige Transformation des Wertes von Geld zur Ware und wieder zurück bietet bei jedem dieser Wandlungspunkte Möglichkeiten zur Intervention. Bei den einen gibt es eine gewisse „In die Hängematte und zuschauen“-Einstellung, da die beschriebene Dynamik durch Überakkumulation und den tendenziellen Fall der Profitrate ohnehin irgendwann in die Krise gerät. Bei den anderen entsteht dadurch eher eine „Verängstigt in der Ecke sitzen und den Blick nicht abwenden können“-Situation, da diese Krise notwendig in die „Barbarei“ umschlägt. Genau diese Attitüden machen aber die Achillesferse der

Wertkritik aus. Denn so sinnvoll die theoretischen Überlegungen zu diesen Strukturgesetzen sind, sowenig taugen sie zur Veränderung der bestehenden Ordnung, wenn aus ihnen keine Interventionsperspektive entwickelt wird. Tieftraurige Herbstgedichte machen das Wetter auch nicht besser.





1. UND WAS LERNEN WIR DARAUS?

Der Klassenbegriff lässt sich von zwei Seiten betrachten. Einmal lässt sich zeigen, dass Klassen ein notwendiges Formprinzip der kapitalistischen Gesellschaft sind, zum anderen kann man versuchen, sie in ihrer ganz realen Wirksamkeit in einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung zu beobachten. Der Clou bei der marxschen Betrachtung liegt gerade darin, dass diese beiden Aspekte als zusammenhängend betrachtet und zudem als Teil einer geschichtlichen Tendenz gelesen werden. Wie dieser Zusammenhang

genau aussieht, dazu schweigt sich Marx leider aus, bzw. wo er genauere Angaben macht, wirken diese oft naiv oder schlicht falsch. Ein lohnenswerter Ansatz zur Verknüpfung dieser Aspekte könnte sein, wieder von der Elementarform auszugehen. Dieses mal jedoch nicht von der Ware, der Elementarform der Wertvergesellschaftung, sondern von dem Individuum in der Gesellschaft, sozusagen der Elementarform der Klassenbildung. Der Mensch findet sich von Geburt an in eine Gesellschaft geworfen, die er so nicht “geschaffen” hat. Die Welt

als solche tritt ihm als Anderes, als „Natürliches“ gegenüber, ungeachtet der Tatsache, dass sie zu großen Teilen menschengemacht ist. Im Falle der Klassengesellschaft bedeutet dies, dass eine Gesellschaftsstruktur, die Klassen notwendig voraussetzt, sie aber gleichzeitig verschleiert, dem Menschen von vornherein einen Platz zuweist, ihm aber zeitgleich weismacht, er habe diesen Platz selbst zu verantworten.

Soweit, so traurig, denn wenn dieser Mechanismus wirklich greift, vollstreckt das Individuum genau jene gesellschaftliche Realität, die sein eigenes Verhängnis ist, jeden Tag aufs neue. Genau hier, und nicht in irgendeiner obskuren Naturanlage des Menschen ist die Ursache der Stabilität von Gesellschaftssystemen zu suchen. Andererseits ist die gesellschaftliche Struktur in sich widersprüchlich angelegt. Und genau hier liegt die Interventionsmöglichkeit. Dabei muss es darum gehen, den Spieß der falschen Erkenntnis umzudrehen und zu begreifen, dass Menschen aufgrund ihrer Stellung in der Gesellschaft, für die sie selber wenig bis gar nichts können, be-

stimmte Interessen und Auffassungen vertreten.

Das unmittelbare Interesse lohnabhängig Beschäftigter nach mehr Lohn, weniger Arbeit oder schlicht mehr Würde ist ein Klasseninteresse. Wenn das reflektiert und in die Betrachtung mit aufgenommen wird, beginnt sich zaghaft ein gemeinsamer Standpunkt gegenüber den Verwertungsinteressen des Kapitals herauszubilden, der die „Natürlichkeit“ der Gesellschaftsordnung in Frage stellen kann.

Von hier aus weist dieser Standpunkt über die kapitalistische Logik selbst hinaus und beginnt auch diejenigen zu umfassen, die in den direkten Konflikt selbst nicht involviert sind, wie z.B. Erwerbslose oder von der gesellschaftlichen Teilhabe gänzlich Ausgeschlossene. Dieser Standpunkt ist keine besonders spitzfindige Konstruktion, oder ein ganz besonders raffinierter Trick, mit dem Linke beweisen können, was sie eh schon immer wussten, sondern er ist eine Konstruktion der Gesellschaft selbst. Aufgabe der Linken muss es sein, auf diesen Standpunkt hinzuweisen, der un-

ter vielfältigen sozialen und ökonomischen Konflikten verborgen liegt.

Denn der Klassenwiderspruch selber erzeugt zwar eine Dynamik, diese Dynamik hat jedoch nicht notwendig eine progressive Richtung. Einer der Grundfehler orthodoxer linker Klassenanalyse lag in der Unterschätzung der falschen Versöhnungsdynamiken des Klassenkampfes, die versuchen im Nationalismus und ähnlichen Hilfskonstruktionen aufzuheben, was nicht aufzuheben ist. Diese Dynamiken zu brechen und den Klassenkampf in eine Richtung zu lenken, die über den Kapitalismus hinausweist, statt den Kapitalismus zu verschleiern, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Linken.

2. UND ACTION:

Um ein Subjekt der Befreiung von der kapitalistischen Zumutung schaffen zu können, ist der Klassenstandpunkt unverzichtbar, soll der soziale Widerstand nicht zwischen Religionslehrermoral und reaktionärer Standortlogik aufgerieben werden.

Dass wir mit Klassenstandpunkt

nicht irgendeinen Determinismus nach dem Strickmuster Proletariat=progressiv, Kapitalis tInnen=reaktionär aufbauen wollen, sollte aus unseren Ausführungen eigentlich deutlich geworden sein.

Nichtsdestotrotz ist die Kritik an den historischen Versuchen der Klassenanalyse und -organisation nicht unberechtigt. Die Erfassung von Klassenlagen und widerstrebenden Interessen innerhalb des Proletariats ist ebenso notwendig wie eine erneute Untersuchung der Verquickungen zwischen verschiedenen Unterdrückungs- und Herrschaftsmechanismen untereinander sowie mit dem Kapitalismus. Diese Kritik jedoch zum Argument gegen Klassenstandpunkt und -begriff zu wenden, bedeutet im günstigsten Falle das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Vielmehr geht es darum, aus dem erkennbaren objektiven Interesse an der Überwindung der Klassengesellschaft einen progressiven Klassenstandpunkt zu formulieren, von dem aus das revolutionäre Subjekt sich selber formieren und abgrenzen kann. Dieser Klassenstandpunkt ist dabei weder die

Weisheit, die von einer linksradikalen Avantgarde in die Klasse geprügelt wird, noch ist sie das, was wir dem Fließbandgeplauder ablauschen können. Vielmehr stellt sich die Frage, wie der revolutionäre Kern real vorhandener Interessen offengelegt werden kann.

In den letzten Jahren gab es eine Reihe von Versuchen, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die sogenannten „Überflüssigen“ versuchten vor allem rund um die Proteste gegen die sozialen Kürzungen mit symbolischen Grenzüberschreitungen

und Aneignungen das Interesse der Ausgeschlossenen an gesellschaftlicher Teilhabe, die ihnen immer mehr verwehrt wird, zu artikulieren. In einer Gesellschaft, die auf Wertproduktion fußt, die nur durch Arbeit geleistet wird, ist das Interesse der Erwerbslosen an Teilhabe selbst schwer zu integrieren. Einen kollektiveren, sonst aber recht ähnlichen Weg schlugen die „Umsonst-Kampagnen“ ein. In möglichst großen, öffentlichen und niedrigschwelligen Aktionen von Schwarzfahren bis umsonst Schwimmen und „Einkaufen“ sollte gemeinsam



eine Grenzüberschreitung erlebt werden, die die Logik von Tausch und Verwertung selber in Frage stellt.

Ein eher theoretisches Projekt steht hinter der Auseinandersetzung um sogenannte Richtungsforderungen. Ähnlich wie unsere Argumentation zum Klassenstandpunkt geht dieses Konzept davon aus, dass die direkt von den Betroffenen artikulierten Bedürfnisse einen revolutionären Gehalt haben, den es offenzulegen und zuzuspitzen gilt. Deutlich wird dies z.B. an der Forderung nach einem Grundeinkommen. Ursprünglich aus gewerkschaftlich-keynesianischen Kreisen stammend, hat diese Forderung mit dem Zusatz "bedingungslos" Eingang in den linksradikalen Forderungskatalog gefunden. Obwohl begründete Zweifel an den Auswirkungen oder der Durchsetzbarkeit einer solchen Forderung bestehen, weist die Forderung nach einem bequemen Leben ohne Arbeit, das allen offensteht, über den Rahmen der kapitalistischen Ökonomie hinaus.

Alle drei Ansätze versuchen jenseits der klassischen Arbei-

terInneninteressenpolitik auch Erwerbslose oder unsicher Beschäftigte, Hausfrauen oder MigrantInnen zu berücksichtigen. Besonders die ersten beiden Ansätze bergen jedoch die Gefahr, dass sie bei aller revolutionären, flippigen Kreativität die sie ausstrahlen, die Zielgruppe auf "jung, dynamisch, gutaussehend" einschränken. Obwohl das sicherlich auch dazu beiträgt, dass viele Linke sich so prima mit diesen Ansätzen identifizieren können, wäre das fatal: soziale Ausgeschlossenheit ist nicht sexy. RentnerInnen, die mit 360 Euro im Monat auskommen müssen, gehören genauso zu den Betroffenen der Kürzungspolitik wie AkademikerInnen, die sich mit Praktika und mies bezahlten Callcenterjobs durchs Leben schlagen müssen.

Zudem beschränken sich diese Ansätze allesamt auf die Zirkulationssphäre, in der zwar sichtbar wird, wer was vom gesellschaftlichen Reichtum abbekommt, aber wo er geschaffen wird, nämlich in der Produktion, spielt dabei keine Rolle. Auch deshalb sind die auf den ersten Blick so gewöhnlich wirkenden Auseinandersetzungen

wie Streiks unverzichtbarer Teil des Klassenkampfes; zumal das Naserümpfen vieler Linksradi-
kaler, wenn sie auf dieses Thema
angesprochen werden, eher offen
legt, wie wenig Ahnung sie davon
haben, was für die Betroffenen
bei solchen Auseinandersetzungen
auf dem Spiel steht.

Solidarität und Kritik dürfen da-
bei nicht gegeneinander ausge-
spielt werden. Denn genau wie
das Klischee vom unpolitischen
und schlimmstenfalls auch noch
reaktionären Proleten gräbt das
stumpfe „die Leute da abholen wo
sie stehen“ jede Möglichkeit re-
volutionären Handelns ab. Wenn
die Leute eh schon wissen was sie
tun, kann man sie auch einfach
machen lassen. Wer andererseits
allen anderen die Möglichkeit des
revolutionären Bewusstseins ab-
spricht, sollte besser einem dep-
ressiven Lesezirkel beitreten.

SORRY...

Diese Broschüre ist sehr fragmen-
tarisch. Das ist in dem Größen-
wahn, eine allgemein zugängliche,
möglichst wenige Vorkenntnisse
erfordernde Broschüre zum Klas-
senstandpunkt zu verfassen, ver-
mutlich unvermeidlich. An der
ein oder anderen Stelle werden
sich mit Sicherheit argumentative
Lücken und Fehler finden lassen.
Riesige Themenbereiche, die man
eigentlich nicht außen vorlassen
kann, mussten wir außen vorlas-
sen. Aber das Unterfangen, die
Klasse wieder in die Debatte zu
werfen, schien es uns wert, einen
“unfertigen” Diskussionsstand auf
die Öffentlichkeit loszulassen.

Sollte es uns gelungen sein, zu-
mindest eine Debatte anzuzetteln,
in der Kritik an unserer Broschü-
re Teil einer Diskussion über den
Klassenstandpunkt ist, dann war
es den Aufwand wert.



Antifaschistische Linke International,
im Januar 2007